

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 4

Artikel: Onkel Christian
Autor: Bergmann, Dan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wort Waters gestern abend von künftigen gemeinsamen Kindern. Es klang so wunderbar!"

Sie sprach leise in großer, schöner Verwirrung und hielt die Augen von Heinrich gewendet.

Obwohl er noch viele Fragen auf dem Herzen hatte, wagte er nicht, das Wort an sie zu richten.

Schweigend kamen sie wieder ins Gehen und stiegen jenen Abhang empor, auf dem eine Kapelle winkt. Herrlich lag unter ihnen der grün und blau erstrahlende See. Bald aber erreichten sie einen andern, kleinen, an dem eine Siedelung liegt, und endlich die Grenze der menschlichen Sommerwohnstätten.

„Willst du nicht zurückgehen, Doia?“ fragte Heinrich unsicher.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich begleite dich bis auf die Paßhöhe; hinunter nach Altanca werden mich die Füße schon wieder tragen. Wir wollen uns dort an den großen Block hinsetzen und den Imbiß verzehren.“

Er und sie wollten es einander nicht merken lassen, wie sie das Abschiedsweh bei jedem Bissen würgte; doch sonderbar, sie fanden auch die Worte nicht für das Viele, das heimlich jedes von ihnen beschwerte. Nach einem halben Stündchen brachen sie wieder auf.

Je höher sie stiegen, um so stiller wurden sie.

Drei reichsdeutsche Wanderer kamen von der Paßhöhe herabgeschritten, junges, frohes Blut. Sie unterhielten sich eine Weile mit Landsiedel über Weg und Steg. Am liebsten hätten sie wohl gefragt, wie er, der Landsmann, in die Gesellschaft der jungen Tessinerin komme. Er spürte ihnen die Ueberraschung an, war aber zu einer Erklärung nicht aufgelegt.

Umsonst suchte er die Gegend wieder zu erkennen, über die hinab ihn Fenner getragen und geschleppt hatte. In der glänzenden Sonne war sie ihm völlig fremd. Nicht einmal den Abhang wußte er zu bestimmen, an dem er gestürzt war; aber bewundern mußte er den Ingenieur, der ihn aus dieser Gebirgswildnis den weiten Weg durch die Nacht zum See hinuntergebracht hatte.

Gewaltige Felsen von Bergen standen zur Rechten und hoben sich mit schroffen Kanten, schwarz dunkeln Wänden und blendend weißen Schneefeldern scharf und unvermittelt vom tiefblauen Himmel ab. Es kam Landsiedel wie eine Vermessenheit vor, daß er, der Sohn eines Hügellandes, dort oben einmal sein Brot hatte verdienen wollen.

Welches war nun wohl der Pizzo Pettano, an dem die Topographen arbeiteten? — Auch Doia wußte es nicht.

In der Wildschlucht, in der die Wellen eines Baches über Blöcke purzelten, lagen noch die grauen, vom Strahl der Sonne ausgefressenen Reste alter Schneelawinen und wölbten ihre Brücken über die milchigen Wasser; aber um den Gras- und Steinweg, den das Paar ging, blühte jener späte, heilige Hochgebirgsfrühling, dem bloß die paar Wochen zwischen dem letzten und ersten Schnee des Jahres zugezählt sind.

Die Arme des einen über den Nacken des andern gelegt, schritten Heinrich und Doia über die weitgeöffneten, blaßblauen Sonnensterne der Asten und die goldenen Kronen der Arnika dahin. Ihr Leib zitterte an seinem Leib; ihre brennenden Augen wühlten sich in die seinen; ihr Mund zuckte vor Weh, und die einzige Sprache zwischen ihnen war der Kuß.

Die Schafhürde auf der Paßhöhe hatte Heinrich noch in Erinnerung; sie rasteten aber nicht dort, sondern zu Füßen eines verwitterten Holzkreuzes, von dem man bereits das Hospiz Santa Maria am weißen Band der Lukmanierstraße erblickt. Ein erfrischender Wind strich über die Höhe.

„Ich kann nicht sprechen“, stöhnte Doia. Krampfhaft hielt sie die Hand Heinrichs umschlungen.

Er streichelte ihr das linde, dunkle Haar.

Zuletzt fanden sie doch noch ein paar Worte.

„Wenn du spürst, daß dem Vater etwas Menschliches zustoßen könnte, Doia, dann rufe mich früh genug“, bat er inständig.

„Dem Vater“, versetzte sie tonlos; „nein, das darf nicht auch noch geschehen!“

Er hätte das Wort gern zurückgenommen.

Ein Bild tiefinnerster Schmerzen, saß sie in dunklem Brüten. Er wußte nicht mehr, was sprechen. Endlich sagte er: „Kinder!“ Es schien, daß sie ihn erst nach ein paar Augenblicken verstand.

Sie lächelte seltsam träumerisch.

Fortsetzung folgt.

* * *

Schneesturm

Die Felder liegen weiß verschneit,
Der Sturm heult in den Ecken
Den ewig alten Sang vom Leid,
Vom Scheiden und Vergessen.

Ich hab' die letzten Kohlen rot
In Asche tief vergraben ...
Da draußen irrt wohl jetzt der Tod
Und will sein Opfer haben.

Vom Sturm durchpeitscht, vom Schnee umweht,
Wirst du zur Ruh dich betten . . .
Ich weiß kein einziges Gebet,
Das dich vermag zu retten.

Jrmela Linberg.

* * *

Onkel Christian

Von Dan Bergmann

Christian Berg lag im Bett, hatte die Hände übereinandergefaltet und war tot. Und obschon im Angesicht des Todes, läßt es sich doch kaum anders sagen, als daß die Zipfelmütze mit dem großen Quast ihm beinahe schelmisch übers Gesicht hing.

Uebrigens kannte kein Mensch diese Nachtmütze bei Onkel Christian, und sein Bruder Karsten meinte, er habe sie sich eigens für seinen Abgang über die Ohren gezogen.

Bei seinen Lebzeiten hatte ihm nicht jeder gleich den Spaßmacher angesehen. Im Gegenteil, Onkel Christians Gesicht war eins von den verknitterten, die die Jahre sich recht extra zum Pergament und zum Verstauben ausuchten. Indessen hatte sein verstorbener Bruder Heinrich einmal von ihm gesagt: „Stengelt sich over mol'n Orienen um seine Snut, hett anner ach Dog to lachen.“

Und so war es. Jede Falte lachte bei Christian Berg mit, wenn es schon so weit bei ihm kam. Allermeistens jedoch blieb er knochentrocken. Er begnügte sich damit, andern Spaß zu machen.

Verheiratet war Christian Berg nicht gewesen. Er war allein achtzig Jahre alt geworden. Er machte sich alle Arbeit selbst und hielt sogar seinen Waschtage ohne weibliche Hilfe.

Von Beruf war Christian Berg Drechsler gewesen, aber er hatte früh ein Stück Geld auf der Seite gehabt, hatte auch von Haus aus ein Erbteil, und so gab er sich viel Liebhabereien hin. Hantierte mit Blumen, hielt sich Vögel und vertat auch viel Zeit mit Lesen.

Stundenlang konnte man ihn ernsthaft hinter der Brille am Fenster sitzen sehen. Und sah er auf und jemandem ins Gesicht, las er da gleich weiter.

Allen Ernstes, Christian Berg sagte, jedes Gesicht sei ein Buch, und manches würde sofort von der Polizei beschlagnahmt werden, wenn die Buchstaben nicht allzu mühselig zu lesen wären.

Ja, nun war Onkel Christian tot und eine ganze Anzahl Neffen und Nichten war auf das Erbe bedacht. Besonders das schmucke, sauber gehaltene Haus und der wunderliche kleine Garten mit den vielen Blumen fand Liebhaber über Liebhaber.

Karsten Berg hatte sich durch einen richtigen Ansturm zu kämpfen. Er war auch ein alleinstehender Mann, der jüngste von sechs Geschwistern, zwanzig Jahre jünger als sein Bruder Christian. Die andern vier Geschwister, drei Schwestern und ein Bruder, die alle reich mit Kindern gesegnet waren, waren alle schon im Tode vorangegangen. Karsten war kinderlos geblieben, hatte früh seine Frau verloren und war keine zweite Ehe eingegangen.

Uebrigens plagte er sich halb tot. Er hatte eine gutgehende Schlosserei, hätte sich schon längst einen ruhigen Lebensabend einrichten können, aber er ließ sich von seinen Geschwisterkindern das Hemd vom Leibe ziehen in seiner beinahe strafbaren Gutmütigkeit.

„Onkel Karsten, kannst du es nicht machen, daß wir billig das Haus kriegen?“ sagte Helene Witt, die Zweite von seiner Schwester Mathilde. „Franz und ich möchten doch so gern zu Martini heiraten, und es liegt eigentlich nur an dem Unterkommen.“

„Onkel Karsten“, sagte Grete Berg, die Jüngste von Bruder Heinrich, „wenn es auch nur mietweise wäre, könnten Frik und ich nicht in das Haus kommen?“

Und so ging es von morgens bis abends, und die Laufereien nahmen kein Ende.

Der Justizrat Krogmann, der gegenüber wohnte, mußte an sich halten, wenn er das Treiben sah. Die würden ja ihre helle Freude kriegen alle miteinander.

Bernhard Krogmann hatte das Testament. Und er verlas es selbst in seinem Arbeitszimmer.

„Mein letzter Wille“, schrieb Christian Berg, „ist mir ein faures Stück Arbeit gewesen. Denn jeder sollte natürlich etwas haben und ihr seid ja wohl neunundzwanzig? So habe ich mir denn nach vielem Herumgrübeln gedacht: Jeder kriegt erst mal ein Stück von meinen Silberschätzen. Und ich denke mir, ihr werdet die Augen aufreißen. Ihr wußtet zwar, daß ich in mancher Hinsicht Sparren hatte, aber daß mein Auge auch auf Blankzeug fiel, das hat keiner von euch gewußt. Ich habe mich auch so ein klein wenig geschämt dessentwegen und habe die Sammlung heimlich betrieben. Justizrat Krogmann sorgt dafür, daß alles oben in der großen Südstube aufgebaut wird, und jeder von euch darf sich ein Stück vorweg davon aussuchen. Wie ihr das in Frieden macht, ist eure Angelegenheit. Seht zu, wie ihr zurechtkommt. Mir ist das Leben auch nicht immer leicht gewesen.“

Und nun hört weiter zu: Jedes der Stücke enthält ein Los. Es ist versiegelt, und der Justizrat wird euch in euer aller Beisein selbst euren Namen darauf schreiben lassen und seinen Stempel darunter setzen, und wird die Lose drei Tage später unter euren eigenen Augen öffnen.

Gerechter konnte ich es nicht machen. Und nun lacht euch ungeniert ins Fäustchen, wenn euch danach ums Herz ist. Der Onkel Christian hat seine Zipfelmütze so weit über die Ohren, der sieht und hört nichts mehr davon.“ —

Der Tumult war ungeheuerlich. Trotzdem Kranke unter den Erben waren, die sich aber im Bett nicht halten lassen. Und lohnen tat sich die Sache schon. Unter den wirklich kunstvollen Silbergegenständen waren getriebene Stücke bis zu beträchtlichem Gewicht.

Wäre Onkel Karsten nicht gewesen, wäre es wahrscheinlich zu einem Handgemenge gekommen bei der freien Wahl. Der ziemlich beleibte Schlossermeister war wie durchs Wasser gezogen, als er sich zu Haus in die Sofaecke warf und kam selbst dann noch nicht darüber zur Besinnung, daß er selbst das Aus-

wählen im Eifer des Vermittelns und Schlichtens vollständig vergessen hatte. Nur der Brief fiel ihm wieder ein, den der Justizrat ihm in die Hand gedrückt hatte. Natürlich war der Brief von seinem Bruder Christian und lautete:

„Lieber Karsten,

Du bist ein rechter Narr. Oder ich müßte mich sehr irren, wenn Du es nicht wärst. Ich kann mir ganz genau vorstellen, wie Du von der Verteilung nach Hause kommst, und ich glaube nicht, daß Dir zu helfen ist. Man muß Dich unter Kuratel stellen, wenn Du als alter Mann nicht verhungern sollst. Wie ich das angefangen habe, besprich nur mit Steffen, der kann es Dir schwarz auf weiß zeigen.

All die andern habe ich genarrt und mache mir gar nichts daraus. —

Das wäre alles, was ich Dir noch zu sagen habe, mein lieber Bruder. Feierlichkeiten sind nichts für mich, alter Junge. Ich war nur ein Praktikus, wenn es vielleicht auch manchmal anders ausah.

Dein Bruder Christian.“

Karsten zog ein riesiges, buntgewürfeltes Taschentuch aus der Tasche und schnäuzte hinein. Und zwar nicht um Silber oder Haus und Garten und sonst was, sondern einfach weil sein Bruder gestorben war. —

Und Steffen? Ja Steffen war auch eins von den vielen Geschwisterkindern. Und war der einzige unter den Erben, der nicht erschienen war. Weder zu der Testamentseröffnung noch zu dem Tumult, trotzdem er nicht krank und nicht verhindert war. Ausschließlich einen Ekel hatte er vor Familienzusammenkünften besagter Art.

Steffen war ein Krüppel, er hatte nur ein Bein und an der linken Hand fehlten ihm zwei Finger, er stand aber trotzdem seinen Mann und galt als geschickter Schriftsetzer in der Druckerei, in der er arbeitete.

Wenn Onkel Christian ihm etwas zugedacht hatte, sagte er sich, würde er das so und so bekommen, denn mochte keiner den Onkel richtig erkannt haben, um ein Weniges hatte er ihn gekannt. Nie würde er die guten Augen vergessen, als Onkel eines Tages den Schalk ausgewechselt und zu ihm gesagt hatte: „Halt den Nacken immer steif, Junge, denn das sag ich dir, was auch immer dir das Leben bringen mag, ein Bein brauchst du dir um nichts auszureißen, weil dir sowieso eines fehlt.“ Wie der Onkel das gemeint hatte, das hatte er dazumal bis ins innerste Herz gespürt. Am liebsten wäre es ihm schon gewesen, der eisgraue Buschelpopf hätte sich noch nicht schlafen gelegt.

Und als er wirklich durch Justizrat Krogmann einen Brief zuerstellte erhielt, da zitterten ihm seine acht Finger beim Deffnen.

„Das weiß ich ganz genau“, schrieb Onkel Christian, „daß Du nicht dabei bist, Steffen, wenn die Schlacht geschlagen wird. Reinen von der ganzen Gesellschaft hab ich besser gekannt, als Dich. Junge. Noch besser als meinen mir einzig verbliebenen Bruder. Und darum ziehst Du das Los. Alles Nieten, Steffen, was die andern kriegen. Jedem das Seine. Alles, was ich mein nannte, gehört Dir, und somit weiß ich meine gesiederten Liebtinge auch in guten Händen. Da haben wir einen gleichen Tropfen Blut in die Adern gekriegt. Ich weiß Bescheid.“

Und nun hör mal, mein Einbein. Die beiden Stuben oben, die wüßte ich gern für Onkel Karsten bereit. Zu jeder Zeit und bis an sein Ende. Weil es sicher und gewiß ist, daß ihm zuletzt nur die Haut über den Knochen bleibt. Und was die Verträglichkeit angeht, so packt Ihr zusammen, da hab ich kein Bedenken. Die andern müssen nur erst satt sein in der Schlosserei, und dann ist unter meinem Dach für Euch beide zu essen. Das Weitere wirst Du bei Krogmann sehen.

Und nun werd' nicht weich, das ist nichts für einen Mann. Ich bin auch immer hart geblieben.

Dein Onkel Christian.“

Steffen wurde aber doch weich. Er schluchzte, daß ihm sein Bein und beide Arme bebten.